

Ein Lotse soll Traumatisierten den Weg weisen

Bundeswehr Persönliche Hilfe für erkrankte Soldaten im „Bürokratie-Dschungel“

VON SIMON KAMINSKI

Augsburg Ein guter Lotse geleitet Schiffe durch schwierige oder gefährliche Gewässer. Dieses Bild erschien der Bundeswehr bestens geeignet: „Betreuungslotsen“ sollen in Zukunft die Vertrauenspersonen heißen, welche durch während ihres Einsatzes traumatisierten Soldatinnen und Soldaten den Weg aus einer verzweifelten, ja nicht selten existenzbedrohenden Situation weisen sollen.

Mit im Boot ist der Deutsche Bundeswehrverband als größte Interessenvertretung der Soldaten. „Wir wollen der Hilfe innerhalb der Bundeswehr, in ihrer militärischen Heimat gewissermaßen, ein Gesicht geben“, sagt Oberstleutnant Thomas Behr, beim Bundeswehrverband für das Heer zuständig, unserer Zeitung. Konkret soll der haupt-

„Man hätte viel früher damit anfangen müssen. Doch besser spät als nie.“

Oberstleutnant Thomas Behr

amtliche „uniformierte Betreuungslotse“ den psychisch oder physisch angeschlagenen Soldaten helfen, in einer schwierigen Lage handlungsfähig zu bleiben, statt sich – was nicht selten vorkommt – in Alkohol oder Drogen zu flüchten.

Handlungsfähig bleiben, das ist bitter nötig für Traumatisierte – schließlich gilt es nicht selten, ein „Wehrdienstbeschädigungs-Verfahren“ einzuleiten, um für eine finanzielle Absicherung zu sorgen. „Die Lotsen, die selber an Einsätzen im Ausland teilgenommen haben müssen, werden geschult, die Soldaten effektiv durch den Bürokratie-Dschungel zu führen.“

Ein Angebot, das für den Leiter der Deutschen Kriegsopferfürsorge (DKOF), Andreas Timmermann-Levanas, zu spät kommt. Der 46-Jährige war als Oberstleutnant in Afghanistan als Presseoffizier stationiert. Er er- und überlebte gleich mehrere blutige Anschläge der Taliban. Doch die seelischen Schäden erwiesen sich letztlich als gefährlicher als die körperlichen Verletzungen: Als er 2006 nach Deutschland zurückkehrte, war er schwer traumatisiert. Im medizinischen Fachdeutsch: Er litt an Posttraumatischen Belastungsstörungen (PTBS).

Heute im Rückblick beschreibt er seine Erfahrungen mit den Behörden als „zweiten Kampfeinsatz“. Doch anders als vielen seiner Kameraden gelang es ihm, auch dann noch den Kopf über Wasser zu halten, als seine Familie längst in Scherben lag. 2009 gründete er die Kriegsopferfürsorge, deren Anliegen er in vielen Talkshows und in seinem Buch „Die reden – Wir sterben“ deutschlandweit bekannt machte.

Die Initiative „Betreuungslotsen“ findet Timmermann-Levanas grundsätzlich gut. „Immerhin hat sich die Kriegsopferfürsorge an der Entstehung des Konzeptes beteiligt – auch wenn das der Bundeswehrverband leider gerne unterschlägt“, sagt er im Gespräch mit unserer Zeitung. Er frage sich allerdings, wer sich um an PTBS Erkrankte zwei oder drei Jahre nach ihrem Abschied von der Truppe kümmert.

Erstaunt zur Kenntnis nahm Timmermann-Levanas, dass das Heer nach seiner Information gleich 150 volle Planstellen beim Verteidigungsministerium angemeldet hat: „Ein deutliches Zeichen dafür, dass die Bundeswehr davon ausgeht, dass mehr als die ermittelten zwei Prozent (siehe Infokasten zur PTBS-Dunkelzifferstudie) der Soldaten im Auslandseinsatz traumatisiert sind.“ Es sei ermutigend zu beobachten, dass bei der Führung der Bundeswehr, aber auch bei Offizieren und niedrigeren Dienstgraden langsam, aber sicher eine Sensibilisierung für das Thema einsetzt. Aber, so Timmermann-Levanas mit Blick auf die traditionell von US-Wissenschaftlern dominierte PTBS-Forschung: „Das Drama ist, dass die Bundeswehr all dies schon viel früher hätte wissen können, wenn man es denn wissen wollte.“

Thomas Behr sieht das ähnlich: „Man hätte viel früher damit anfangen müssen. Doch besser spät als gar nicht.“ Dass den betroffenen Frauen und Männern, die im „Ausland ihr Leben für das Land riskieren“, nun effektiv geholfen werde, sei wichtig für die „Glaubwürdigkeit der Bundeswehr“.

Timmermann-Levanas glaubt indes nicht, dass der Kriegsopferfürsorge die Arbeit ausgeht: „Ich kenne den Fall eines Mannes, der in Afghanistan bei einem Anschlag auf einen Bus mit vier Toten traumatisiert wurde. Er kämpft noch heute um seine Entschädigung – der Anschlag ereignete sich vor acht Jahren.“



Ein schmaler Pfad und schlechte Sicht: Viele im Auslandseinsatz traumatisierte Soldaten fühlen sich nach ihrer Rückkehr im Stich gelassen. Foto: Michael Kappeler, ddp

Die Trauma-Dunkelzifferstudie der Uni Dresden

- **Zielsetzung** Wissenschaftler der TU Dresden erhielten von der Bundeswehr den Auftrag, zu untersuchen, wie viele Soldatinnen und Soldaten mit und ohne Auslandseinsätze an „psychischen Belastungsreaktionen“ (in erster Linie gemeint sind PTBS, also Posttraumatische Belastungsstörungen) leiden. 2400 Frauen und Männer wurden befragt.
- **Ergebnis** Das Ergebnis der Studie wurde im April 2011 präsentiert: Unter den Soldaten, die 2009 im Ausland unter Isaf-Kommando eingesetzt wurden, wiesen lediglich zwei Prozent PTBS auf.
- **Die Debatte** Für nur bedingt aussagekräftig hält der Leiter der Deutschen Kriegsopferfürsorge, Andreas Timmermann-Levanas, diese Zahl: „Wir machen fast täglich die Erfahrung, dass sich Traumatisierte noch viele Jahre nach ihrem Einsatz bei uns melden. Wir brauchen also Langzeitstudien.“ Der 46-Jährige macht eine an-

dere Rechnung auf: In Deutschland nahmen seit Anfang der 90er Jahre über 280 000 Frauen und Männer an Auslandseinsätzen teil. Studien von US-Experten würden belegen, dass auch bei Einsätzen, die in erster Linie humanitäre Ziele verfolgen, fünf bis zehn Prozent der Soldaten traumatisiert werden. Bei Kriegseinsätzen gehe man von einer Quote von bis zu 30 Prozent aus. Dies hätten unter anderem Untersuchungen über den Vietnam-Krieg ergeben. Aus diesen Parametern errechnet Timmermann-Levanas, dass rund 20 000 deutsche Soldatinnen und Soldaten an PTBS leiden. Das Problem sei, dass die Zahlen nur schwer zu ermitteln seien, da gerade viele Männer aus Angst, Schwäche zu zeigen, nicht über ihre Beschwerden sprechen oder sich gar nicht bzw. zu spät behandeln lassen. „Tun sie es später dennoch, sind die Patienten oft längst Zivilisten und fallen aus jeder Statistik heraus.“ (ska)

Quelle:
Augsburger Allgemeine